

Eröffnungsrede

Guido Linke

Kunsthistoriker, Freiburg i. Br.

Gerissen

Katharina Gehrman, Christine Huss, Julia Krohm, Kerstin von Klein, Katja Wüstehube

Ausstellung Waldkirch, Georg-Scholz-Haus

Vernissage 13.1.2019

Meine sehr geehrten Damen und Herren,

der Wolf ist wieder da. Seit er nach wohl rund 100 Jahren Abwesenheit wieder durch den Schwarzwald streicht und gelegentlich Schafe reißt, ist aus einer Erinnerungsgestalt, die nur noch in Erzählungen und Sprichwörtern ihr schattenhaftes und ungefährliches Dasein fristete, wieder eine Realität geworden. Damit wird der Wolf auch als kulturelle Figur erneut aktuell und sogar politisch; man kann sich seit einiger Zeit nicht mehr unverbindlich über ihn unterhalten, ohne dass irgendwann unweigerlich die Gretchenfrage gestellt wird: „Nun sag, wie hast Du's mit der Wolfspopulation?“ Und unversehens ist man bei den grundlegenden Fragen des Verhältnisses von Tier und Mensch angelangt, man ist entweder Wolfsverstehender als naiver urbaner Naturromantiker aus der ökopolitischen Bevormundungs-Elite oder Wolfskiller als naturvergessener Kapitalist des agro-industriellen Komplexes, der Tiere nur als nutzbare Ressource zur Produktion von Gütern wahrnehmen kann.

Höchste Zeit also, künstlerische Zugänge zur Dreiecksbeziehung Mensch–Wolf–Schaf zu finden, um unsere Emotionen und Ideologien im Verhältnis zu diesen

Lebewesen zu befragen und offenzulegen. Fünf künstlerische Positionen sind hier versammelt, und erstaunlicherweise haben sich die Räume des Georg-Scholz-Kunstforums auf unerwartete Weise für dieses Vorhaben als geeignet erwiesen. Die von vorherigen Nutzern überkommenen dunkel gebeizten Holzfenster und der *nadelwaldgrüne* Nadelfilzteppich spielen als Ambiente mit. Diese unbeholfenen Versuche, in die Rohfasersterilität einer kleinstädtischen Büro- oder Wohn-Etage etwas Forsthausatmosphäre zu bringen, wollen wir aus diesem Anlass interpretieren als vielsagenden Ausdruck der Sehnsucht des modernen Zivilisationsmenschen nach Wiederannäherung an die Natur. Sie bilden insofern einen passender Rahmen für das Vorhaben, das zeigt, dass Naturnähe für den Menschen eben nicht ganz gefahrlos zu haben ist – ebenso wie Zivilisationsnähe für den Wolf gewisse Risiken birgt.

Zum Wolf fällt ja jedem etwas ein, aus den Grimmschen Märchen – der Wolf und die Sieben Geißlein – aus Legenden – der Werwolf – und Gedichten. Ein Ausschnitt aus diesem Arsenal von Imaginationen des Wolfes wird in der für diese Ausstellung produzierten Tuschezeichnung an der Wand dieses Saales von Katharina Gehrman aufgerufen. Aus flackernden schwarzen Pinselstrichen entstehen Wolfsszenen aus dem kulturellen Gedächtnis ganz Europas.

Gelegentlich ist dabei die Umkehrung des dem Wolf regelmäßig unterstellten destruktiven Verhaltensmusters die Pointe des Ganzen: Beispielsweise bei der *Wölfin*, der Romulus und Remus das Überleben in der Wildnis verdanken; sie *ernährt* die ausgesetzten Kinder, statt sie zu fressen. Wie wir wissen, folgt darauf jedoch später der Brudermord des Romulus an Remus: Die größten Feinde des Menschen sind also nicht die Raubtiere, sondern es sind unsere eigenen Artgenossen: *homo homini lupus*.

Auch der christliche Eremit tritt in dem getuschten Tableau auf, er hatte sich als in Wald und Wüste zurückgezogen lebender einsamer Gottsucher ohnehin

stets mit wilden Bestien auseinanderzusetzen. Nicht jeder stand auf so gutem Fuß mit den Tieren wie der sanftmütige Franziskus, der den Wolf, der die Stadt Gubbio drangsalierte, mit dem Kreuzeszeichen zähmte. Franziskus bot ihm für seine Friedfertigkeit ein lebenslanges Kostgängerdasein an, so dass das gefährliche Tier schließlich unbejagt an Altersschwäche starb. Irgendwie ist diese Verhinderung des Wolfes aber auch ein enttäuschendes Ende, denn die fromme Konversion entzieht der Bestie doch ein Gutteil ihres widerspenstigen Eigensinns.

Weniger optimistisch in Bezug auf die innere Perfektibilität des Tieres ist das romanische Relief der Wolfsschule am Freiburger Münster, das in einer modernisierten Version erscheint. Der Wolf soll das ABC lernen, doch er stammt aus bildungsferner Umgebung und denkt nur ans Fressen und überhaupt nicht an die Moral. Wolf bleibt Wolf.

Mit seiner Verweigerung höherer Schulbildung zeigen sich an diesem Wolf schon Eigenschaften Isegrims. Vom lateinischen Tierepos des Mittelalters „Ysengrim“ bis zu Goethe ist in der Tierfabel der Fuchs Reineke schlau, während der Wolf Isegrim gierig, dumm und brutal daherkommt und sich somit übertölpeln lässt.

So siegessicher gegenüber dem Wolf wie in der Erzählung von Reineke Fuchs und Isegrim ist man allerdings nicht überall gewesen. Die unheimliche Bedrohlichkeit des Wolfes kommt in der germanischen Mythologie zu ihrem Recht. Der Fenriswolf aus dem Sumpf, der am Ende der Tage in der Götterdämmerung des Weltenbrandes von Ragnarök den Odin verschlingen wird, während seine Zwillingsöhne Skalli und Hati Sonne und Mond vernichten, ist ein warnendes Beispiel.

Jedenfalls taugt der Wolf nicht wirklich zum Mönch. Aber gerade der Mönch seinerseits kann zum Wolf werden, er ist in seiner wollenen Kutte prädestiniert für die Metapher des Wolfes im Schafspelz, einer zentralen Figur der antiklerikalen oder antimonastischen Polemik schon im Mittelalter.

Wunderbare Ironie also, wenn der toskanische Eremit San Galgano gegen einen räuberischen Mönchsbruder ausgerechnet von einem Wolf verteidigt wird. Der Wolf macht kurzen Prozess und reißt dem gierigen Mönch einen Arm ab. Ein ebenfalls auf der guten Seite stehender Wolf verteidigt den abgeschlagenen Kopf des englischen Märtyrerkönigs Edmund gegen seine Artgenossen, die Aasfresser.

Ein breites Spektrum von Eigenschaften steht im Wolf also vor uns, ähnlich wie bei den Artgenossen in den Tierportraits an den übrigen Wänden. Wozu Portraits von Tieren? Zumal die Beschränkung der Darstellung auf den Kopf ergibt ja eigentlich beim Menschen deswegen Sinn, weil bei ihm das Gesicht als Spiegel seiner Seele, seiner Individualität und seines Inneren gilt. Das Tier als rein körperliches Lebewesen ist der Malerei meist als nur organische Gesamtheit interessant, nicht als individualisiertes Wesen. Der Vierbeiner tendiert ja von Natur aus auch eigentlich eher zum Querformat, während die aufrechte Haltung des Menschen für seine Darstellung das Hochformat nahelegt. Dem stellen sich diese Portraitdarstellungen entgegen, präsentieren uns Tiere als unseresgleichen. Wie eine aktualisierte Version von Brehms Tierleben schreiben die Charakterbeschreibungen in den Bildern dem Tier menschliche – oder dem Menschen tierische – Eigenschaften zu. Heimtücke oder Geselligkeit, Gier und Geiz, das ganze Spektrum der Sozial- und Individualpathologie lässt sich im Raubtierkosmos wiederfinden.

In den Großformaten an der anderen Wand fletschen von der Wildsau bis zum Schaf *alle* Tiere ihre Zähne. In jedem steckt ein Jäger. Nur die Künstlerin im Selbstportrait bleibt ohne Zahnbewaffnung, eher Gejagte als Jägerin.

Die Täter-Opfer-Beziehung zwischen Wolf und Schaf kann im nächsten Raum studiert werden. Scherenschnitt-Arbeiten von Christine Huss zeigen einen aus unzähligen scharfkantigen Einschnitten wie aus tausend Splittern sich frappierend real bildenden Wolfskopf, der umgedreht als Schablone für die benachbarte spiegelbildliche Darstellung diente. Positiv- und Negativform entwickeln ihre Dreidimensionalität aus dem Schattenwurf hinter dem Scherenschnitt, und aus dem schwarz-weiß-Gegensatz der durch die Schablone gesprühten Farbe, die stellenweise in diffusen Unschärfen übergeht. Der aufmerksame Wolfsblick, hellwach, sprungbereit, fixiert uns und einen gegenüber hängenden Schafskopf-Scherenschnitt, der in seiner Machart ganz anders als die beiden Wolfsköpfe ist. In der gegensätzlichen künstlerische Faktur liegt wohl auch eine Charakterisierung. Denn im Gegensatz zur scharfkantigen Agilität des Raubtiers scheint die cremige Pastosität der Bemalung des Schafes zum trägen Dahindämmern eines vegetarischen Weidetiers zu passen, das Schaf ist eben friedlich, arglos und, wie die feststehende Redewendung sagt, dumm. Zivilisatorisch eingebunden in die Kulturarbeit des Menschen und dadurch willenlos geworden.

Diese wollige Trägheit hat wohl auch dazu geführt, dass wir zum Einschlafen *Schafe* zählen, nicht Wölfe, das wäre zu aufregend. Aber was für Träume uns im Schlaf kommen, kann uns auch wieder um den Schlaf bringen, wie im nächsten Raum deutlich wird.

Christine Huss steuert dort noch ein Lammbild bei, das die harmlose Unschuld des niedlichen Klischeetieres aufruft. Dass aber auch die kindliche Seele nicht ohne Abgründe ist, zeigen dann Katja Wüstehubes zwei Installationen. Hier

liefert wieder die Raumausstattung eine Vorlage: das Plastik-Parkettimitat in dem Raum dient als Markierung des geschützten häuslichen Wohnbereichs, auf dem sich ein Bettvorleger aus Kuscheltieren ausbreitet. Er besteht aus unzähligen, auf Flohmärkten erworbenen abgelegten Stofftieren, die ausgeweidet und miteinander vernäht wurden. Eine Zusammenballung von Schafen, mit denen wohl manches Kind sich schafezählend in den Schlaf beruhigen und trösten wollte. Aber in ihrer unförmigen Verknäuelung und monströsen Vernähtung scheinen sie eher wie ein unheimlicher Alptraum, so als ob alle gezählten Schafe als beängstigender Bilder-Wirrwarr im Traum wiederkehrten. Eher ein Friedhof der Kuscheltiere als ein sanftes Ruhekissen. Schlaflosigkeit ist die Folge – *Insomnia* ist denn auch der Titel. Wie viele Träume diese Stofftiere wohl begleitet haben, bevor sie von ihren Besitzern als Flohmarktware abgestoßen wurden. Es ist wie bei realen Haustieren: eine Zeitlang das *Ein und Alles* des Besitzers mit einer tiefen emotionalen Bindung, aber wenn sie ihren Zweck erfüllt haben und man aus dem Alter raus ist, werden sie abgestoßen. Kuscheln und Aufessen bezeichnen die beiden Pole unseres Verhältnisses zum Schaf und zum Tier allgemein.

Analog zu den schlaflosen Schafen gibt es beim kontrastierenden Wolfsthema bei Katja Wüsthube ebenfalls ein Nachtmotiv: Wölfe, die den Mond anheulen. Die Nachtaktivität des Wolfes hat gewiss zu seiner düsteren Aura beigetragen. Wir sehen Spielzeugwölfe auf Rahmen, Kuben und Podesten aus zusammengesuchten Abfall- und Resthölzern montiert, wobei alle Hölzer markante Astlöcher aufweisen, die für den Mond stehen, den die Wölfe anheulen. Und zwar hat jeder Wolf seinen eigenen Mond. Ein Kollektiv von einsamen Wölfen also. Tatsächlich sagt uns die Zoologie, dass Wölfe überhaupt nicht den Mond anheulen. Sie sind zwar nachtaktiv und heulen, aber sie tun dies, um Kontakt mit Artgenossen aufzunehmen; ob der Mond dabei scheint

oder nicht, ist ihnen ziemlich egal. Und auch die Rede vom „einsamen Wolf“ ist missverständlich, denn der ist die Ausnahme, eigentlich ist der Wolf ja für längere Teile seines Lebens ein Rudeltier.

Das wird deutlich im nächsten Raum in den Ton-Reliefs von Julia Krohm. Reliefs dieser Art sind eine anspruchsvolle Aufgabe, denn hier wird die plastische Form nicht in realer Proportionierung gegeben, sondern räumlich verkürzt, gleichsam gestaucht bzw. nur halb aus dem Grund hervorgezogen. In den Rudelszenen ist das Tier aus seiner Vereinzelung genommen und gleichsam in seinem Lebenszusammenhang beobachtet, nicht als Gegenüber des Menschen definiert. In den Reliefs scheint das Wolfsrudel ganz bei sich zu sein. Die Tiere balgen miteinander, in der Wolfsfamilie versteht man sich offenbar bestens, da können Wölfe sogar richtig niedlich sein, es entsteht ein regelrechtes Freundschaftsbild aus drei Wölfen. Aber unter der Oberfläche des Spiels lauert der Ernst der Rangkämpfe, bei denen man sich auch unter Verwandten an die Kehle geht, wenn die Alphetieren den Raum betreten.

Zweites Material für Julia Krohms Arbeiten sind organische Naturstoffe, Filz und Rohwolle. Da kommt auch der genannte Filzfußboden des Ausstellungsraums wieder ganz gelegen. Schon an den Stofftieren von Katja Wüsthube wurde die Bedeutung der haptischen Komponente für unsere Wahrnehmung von Tieren deutlich: kuscheliges Fell, Haar, Wolle oder das Struppige des Wolfsfells. Ein abgeschorenes Schafsvlies macht diese weiche organische Substanz fühlbar und verbreitet einen dezenten Hauch von Schaf in der Raumluft. Oder liegt da etwa ein gerissenes Schaf? Darüber wandelt ein kleiner Wolf – ironischerweise aus Wollfilz – auf einem Hochseil zwischen zwei Mistgabeln. Die plastische Qualität der Mistgabel hat ja schon Joan Miró bemerkt, hier erinnert sie an den Bauern als Gegner im Wolfsrevier. Der Wolf lebt riskant und muss höllisch aufpassen in seinem neuen Lebensraum. Er wandelt auf einem schmalen Grat,

wenn er sich daneben benimmt, wird er „aus dem Bestand genommen“, also: abgeschossen.

Spätestens wenn ein Tierfell im Galerieraum liegt und ein Wolf darin herumstreunt kommt man wohl nicht umhin, dem größten Tierversteher der deutschen Kunst die obligate Reverenz zu erweisen, auch wenn das beim kunsterprobten Publikum vielleicht Abwehrreaktionen auslöst. Aber an Joseph Beuys führt bei dem Thema nun Mal kein Weg vorbei. Seine Aktion „I like America and America likes me“, bei der er 1974 in einem New Yorker Galerieraum mehrere Tage mit einem lebendigen Coyoten verbrachte, natürlich zur energetischen Verstärkung in eine Filzbahn eingewickelt, hat den Präriewolf zu einem höheren Wesen mit spiritueller Aura geadelt. Der Künstler agiert als Schamane, der durch das Tier in Kontakt mit den Geisteswesen tritt und die traumatische Abspaltung des Menschen von seinen elementaren Ursprüngen heilt. Vielleicht dürfen wir ganz dankbar sein, dass der heiligerhabene Ernst dieses Tierkultes in Waldkirch nicht reproduziert wird. So bleibt uns auch der bestialische Gestank des Coyotenurens erspart, von dem Zeitzeugen der Aktion berichten. Eine andere Aktualisierung dieser beuysschen Intervention in Amerika führt uns näher an unser Thema heran: Der indisch-britische Künstler Anish Kapoor hat als Reaktion auf Donald Trumps Einreiseverbot für Menschen aus diversen muslimischen Staaten sich selbst auf Beuys' Plakat zur Aktion von 1974 gesetzt mit dem abgewandelten Titel: „I like America, but America *doesn't* like me“. Kapoor hat auf Instagram zur Nachahmung aufgerufen. Angesichts einiger Reaktionen auf seine Ankunft hier bei uns könnte der Wolf wohl posten: „I like the Black Forest, but the Black Forest *doesn't* like me“. Ist der Wolf gefährlich und daher unerwünscht oder fehlt es uns an einer Wolfs-Willkommenskultur?

Aber zurück zum Schaf. In den Fotografien, die Kerstin von Klein im folgenden Raum zeigt, sind die Tiere abwesend anwesend und werden durch eine Spurensuche erfasst. Wir sehen an Zäunen hängengebliebene Wolle, zufällig abgerissen vom Wollkleid vorbeiziehender Schafe. Sie verdreht sich an den Knotenpunkten der Drahtgitter, deren Kreuze die wiederkehrende Grundstruktur der Aufnahmen bildet. Der Wind hat zufällige Aufwicklungen und Verknäuelungen produziert, die die Künstlerin mit der Kamera festgehalten hat. Teils analog mit grobkörnigem Film aufgenommen, teils digital produziert. In der faserigen Schafswolle verfängt sich das Licht und bricht sich, während der reflektierende Metalldraht dunkel glänzt. Früher sammelten die Mittellosen übrigens diese herrenlosen Knäuel von den Zäunen ab, um so zu etwas Zaunwolle zu kommen, aus der sie Nützliches stricken konnten. Zäune sollen ja neuerdings Schafe vor den Wölfen schützen. Der Schäfer soll nun bei jeder Wanderung seiner Herde einen mobilen Zaun installieren, der dann angeblich als Wolfsbarriere tatsächlich funktioniert. Wenn der Wolf diese aber durchbricht und in den umzäunten Bereich eindringt, wird der Schutzraum zur Falle. Flucht unmöglich. In der biblischen Paradiesesvision des Propheten Jesaja heißt es: „Wolf und Lamm werden bei einander weiden.“ Doch die Natur ist nicht so.

Den letzten oder ersten Raum bespielen die fünf Künstlerinnen gemeinsam. Installation, Fotografie, Scherenschnitt, Malerei, Skulptur im Zusammenhang. Im Zentrum: ein Fleisch*wolf*, der Wolleartiges produziert. Wieder merkt man: das Sprachspiel Wolf–Schaf produziert laufend Bedeutungen und Assoziationen, die nicht eindeutiger werden, wenn sie sich in Kunst materialisieren. Lassen Sie sich also irritieren.

Viel Vergnügen beim Rundgang!